

Zum Problem des Begriffs  
in der funktionsorientierten  
Gesellschaft

## Kein Ort für Elite

Gerd Roellecke

Manche Parolen der protestierenden Studenten in den 1960er-Jahren haben die moderne Gesellschaft empfindlich getroffen. Dazu gehörte: „Eliten ja, aber massenhaft“. Die Komik der Parole scheint auf einem offenkundigen Widerspruch zu beruhen. „Elite“ meint immer die Besten, und die Besten kann es logischerweise nicht massenhaft geben. Meinen wir. Aber die Logik spielt uns einen Streich. Selbstverständlich sind wir auch der Ansicht, dass man sich die Zugehörigkeit zu einer Elite verdienen muss und dass sich jeder darum bemühen darf, ja soll. Für die Bemühung um die Zugehörigkeit ist in der Tat Massenhaftigkeit erwünscht und gefordert. „Jeder Deutsche“, lautet Artikel 33 Absatz 2 Grundgesetz (GG), „hat nach seiner Eignung, Befähigung und fachlichen Leistung gleichen Zugang zu jedem öffentlichen Amte.“

### Kein neues politisches Problem

Im Hinblick auf Chancengleichheit beim Zugang ist massenhafte Elite kein „schwarzer Schimmel“, sondern ein hartes politisches Problem. Denn zwar könnte jeder zum Regierungsrat oder Minister aufsteigen. Aber nicht jeder kann aufsteigen. Und was geschieht mit jenen, die trotz redlicher Bemühungen scheitern? Werden sie Knechte? Darauf hat die moderne Gesellschaft bis heute keine Antwort gefunden, und in diese offene Wunde haben die Studenten Salz gestreut.

Dass sie wussten, was sie sagten, darf man aber bezweifeln. Als die Studenten

ihre Sprüche skandierten, war das Problem schon mehr als einhundertundfünfzig Jahre alt. Ausgerechnet Wilhelm von Humboldt hat es neu formuliert: „Der Universität ist vorbehalten, was nur der Mensch durch und in sich selbst finden kann, die Einsicht in die reine Wissenschaft“, heißt es im Litauischen Schulplan von 1809. Auch hier drängt sich die Frage auf: Bleibt Nichtakademikern die Einsicht in die reine Wissenschaft versagt? Bleiben sie ungebildet? Stellt man die Frage an den noch geltenden Paragraphen 7 des Hochschulrahmengesetzes, wonach Lehre und Studium den Studenten zu wissenschaftlicher oder künstlerischer Arbeit und zu verantwortlichem Handeln in einem freiheitlichen, demokratischen und sozialen Rechtsstaat befähigen sollen, könnte einem das Blut in den Adern gefrieren. Wer nicht studiert hat, ist also nicht befähigt, in einer rechtsstaatlichen Demokratie verantwortlich zu handeln? Natürlich wurde diese Frage auch in den Diskussionen um das Hochschulrahmengesetz aufgeworfen. Aber wer das tat, galt als konservativ und hatte keine Stimme mehr. Er wurde mit blöden Antworten abgespeist wie der, auch der Handwerksmeister befähigte zu rechtsstaatlich-demokratischer Verantwortlichkeit, also jede Erziehung.

In den 1980er-Jahren ebte die Aufregung ab. Die enttäuschten Achtundsechziger begannen, sich mehr für Carl Schmitt als für Karl Marx zu interessieren. Der damalige Außenminister Genscher forderte außerhalb seines Amtes in ei-

nem Anfall bürgerlicher Unbürgerlichkeit Elite-Universitäten. Ich war damals Rektor der Universität Mannheim. In einer Pressekonferenz wollte jemand von mir wissen, welche deutsche Universität ich für eine Elite-Universität hielt. Als ich sagte: „Die Universität Mannheim“, lachten alle. Dann hörte man nichts mehr von der Sache.

Etwa zwanzig Jahre später hatte jemand in der rot-grünen Regierungskoalition die unglückliche Idee, die Politik solle Elite-Universitäten besonders fördern. Bei Lichte besehen, zerfiel der Elite-Begriff schnell. Übrig blieb „die Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder zur Förderung von Wissenschaft und Forschung an den deutschen Hochschulen“ vom 18. Juli 2005, die aber nicht Forschung und Lehre, sondern nur Pläne für Forschungsorganisationen förderte. Einige Universitäten, die für ihre Organisationspläne beträchtliche Summen kassiert hatten, waren darüber so begeistert, dass sie sich seit 2006 Elite-Universitäten nannten oder nennen ließen. Proteste gab es nicht, gelacht hat auch niemand.

Nun ist das Wort Elite frei. Nutzungsverbote gibt es nicht. Jeder kann sich zur Elite bekennen oder dazurechnen. Nur ist nicht sicher, ob man dadurch Ansehen oder Autorität gewinnt. Jedenfalls lehrt das Beispiel der Universitäten, dass man sich besser nicht selbst auf einen Elite-Status beruft. Das Risiko, sich lächerlich zu machen, ist größer als die Chance, seine Reputation zu erhöhen.

Zunächst müssen wir freilich verstehen, was Elite überhaupt bedeutet. Bestenauslese beschreibt nur ein Verfahren und erklärt nicht den eigentümlichen Autoritätsanspruch, den wir mit dem Wort Elite verbinden. Dann wollen wir fragen, wie Wort und Sache in die moderne Gesellschaft passen. Wie sind die Vorbehalte zu erklären, mit denen die Öffentlichkeit immer wieder Eliten begegnet? Natürlich nicht mit der ver-

heerenden Erfahrung des Nationalsozialismus. Dass der nationalsozialistische Versuch der Elitenbildung schrecklich gescheitert ist, sollten wir vielmehr als Beispiel dafür begreifen, dass die Stellung der Elite in der Moderne prekär ist.

## Wortbedeutung

Die Soziologie hat sich immer besonders für Eliten interessiert, weil sie hoffte, mit der Klärung der „Bestenauslese“ auch etwas über die Entwicklung der Gesellschaft zu erfahren. Sie hat freilich nie die besondere Unschärfe des Begriffes verkannt und nicht übersehen, dass der Adel des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation bis 1806 zwar hohen Rang hatte, aber keine Elite im modernen Sinne war. Grund für den Vorrang des Adels waren nicht „Eignung, Befähigung und fachliche Leistung“ (Artikel 33 Absatz 2 GG), sondern Abstammung. Der moderne Gebrauch des Wortes „Elite“, der erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einsetzte, fragt aber genau nach Leistung und hat deshalb wesentlich zum Autoritätsverlust des alten Adels beigetragen. Er hat einfach bürgerliche Leistungskriterien an den Adel herangetragen.

Unter diesen Voraussetzungen war es schwierig, einen unterscheidungskräftigen Begriff zu finden. Die Soziologie hat die Suche auch schnell aufgegeben: „Der sozialwissenschaftliche Elitenbegriff ist deskriptiv-klassifikatorisch und bezieht sich auf führende gesellschaftliche Positionen und/oder Personen(gruppen), denen ein besonderes Maß an Macht und Einfluss zugesprochen wird“, schreibt Franz-Xaver Kaufmann im Staatslexikon der Görres-Gesellschaft. Deshalb konnten zum Beispiel Meinungsumfragen unter Vorsitzenden Richtern der höheren Gerichte in der Bundesrepublik als „Elite-Forschung“ durchgehen und spricht die Politologie heute von „Militärelite“, wenn sie die höheren Ränge der militärischen Hierarchie meint. Das heißt, der

Soziologie gilt alles als Elite, was es nach ganz oben geschafft hat. Das gibt dem Elitebegriff zwar scharfe Konturen, nimmt ihm aber jede Materialität. Jürgen Kaube bemerkt dazu: „Elite ist dann allenfalls noch ein rein statistisches Konzept, mit dem das Ausmaß ermittelt werden kann, in dem sich Organisationen an ihrer Spitze willkürliche Personalentscheidungen leisten.“ Um Statistik geht es bei Eliten aber wirklich nicht.

Franz-Xaver Kaufmann hat freilich selbst darauf hingewiesen, dass nach allgemeinem deutschen Sprachgebrauch zur Elite Personen gerechnet werden, „die sich durch hervorragende Fähigkeiten und Leistungen auszeichnen und daher besonders für Positionen mit hoher Verantwortung geeignet erscheinen. Der Begriff Elite steht hier im Spannungsfeld von demokratischen und aristokratischen Vorstellungen und gewinnt dadurch politische Ambivalenz“, das heißt, er wird politisch umstritten. Wir nehmen den „vorwissenschaftlichen“ Sprachgebrauch trotzdem auf, fragen: Wer oder was erscheint für Positionen mit hoher Verantwortung besonders geeignet? und versuchen, daraus einen Ansatz für einen Elitebegriff zu gewinnen.

### Verzicht als Merkmal

In seiner „Soziologie der Sexualität“ zitiert Helmut Schelsky eine für unseren Zusammenhang wichtige völkerkundliche Beobachtung: „Schon in den Taburegeln niederer Stämme taucht die Absicht asketischer Naturüberwindung und Menschenerhöhung auf. Hat ein Stamm mehr oder strengere Verbote als andere, so fasst er das als eine Art Adelszeichen auf. Sich etwas versagen zu können gilt als Merkmal des Vorrangs und erfüllt mit dem Stolz, einer überlegenen Rasse anzugehören. ‚Ich bin nicht wie einer dieser elenden Tongas, die Fische essen‘, lautet die selbstbewusste Äußerung eines afrikanischen Eingeborenen.“ Askese als

Grund für das Bewusstsein der Überlegenheit?

Wir wissen alle, dass uns die Gesellschaft, in der wir leben, ständig zu Verzichtern zwingt. Die Evolution der Menschheit hat uns die Sicherheit unserer natürlichen Antriebe genommen. Deshalb müssen wir uns an kulturellen Normen orientieren, und das verlangt eben Verzicht. Es gibt jedoch Unterschiede. Auf Fische können wir gut verzichten. Damit kann man hierzulande keine Achtung gewinnen. Aber manche Neigungen können wir nur schwer beherrschen, Fortpflanzung etwa, Macht oder Reichtum. Wenn wir darauf verzichten, können wir uns dann unseren Mitmenschen überlegen fühlen? Schelsky antwortet mit einem entschiedenen Ja. Zwischen Keuschheit und Gehorsam besteht ein besonders durch christliche Tradition stabilisierter Zusammenhang. Wir lassen die Frage offen und gehen nicht auf die psychologischen Gründe ein, die Schelsky anführt. Nur auf einen unbestrittenen historischen Beleg sei hingewiesen, der für Schelsky spricht. Das frühe Christentum verdankt seine politischen Erfolge, genauer, seine erstaunliche Ausbreitung vor allem seiner asketischen Moral, die weit strenger und anspruchsvoller war als die der Römer.

Wir halten die Frage nach der systemischen Bedeutung von Verzichtern für ergiebiger. Stellen wir uns vor, jener „elende Tonga“ hätte mit dem stolzen Eingeborenen über den Sinn des Verspeisens von Fisch diskutieren müssen.

Jeder kann sich die Fortsetzung selbst ausdenken. Er wird bald zu dem Ergebnis kommen, dass sich Verzicht leichter verteidigen als kritisieren lässt. Wer nichts braucht oder nichts haben will, ist in einer relativ starken Position. Es kommt nicht darauf an, ob das in jedem einzelnen Fall zutrifft. Aber insgesamt ist die Position derjenigen, die verzichten, so deutlich stärker, dass wir Eliten besser verstehen,

wenn wir annehmen, ihr Einfluss beruhe nicht nur auf Sachkunde und Leistungsfähigkeit, sondern auch auf Verzicht.

Dafür spricht außerdem ein empirischer Befund. Nach Niklas Luhmann sind für Oberschichten Flexibilität, Toleranz für Unbestimmtheiten, Selbstzurechnung von Erfolg und Misserfolg und Risikobereitschaft typisch. Diese Persönlichkeitsmerkmale verweisen allerdings weder auf Verzicht noch gar auf Opfer. Aber sie lassen sich in einer Perspektive zusammenfassen, die auch für Verzicht und Opfer gilt: Absehen von sich selbst und Eingehen auf den anderen. Es sieht so aus, als ob genau das Überlegenheit und Einfluss verliehe.

### Gesellschaftsstruktur

Wenn Eliten demnach moralisch einwandfrei sind und offenkundig der in jeder Gesellschaft notwendigen Hierarchie entsprechen, ist allerdings umso rätselhafter, warum die westliche Gesellschaft ihre Eliten so wenig zu würdigen scheint. Der Grund liegt in der Gesellschaftsstruktur. Das Problem haben wir bereits berührt, als wir erwähnten, dass der Elitebegriff mit am Thron des Adels gesägt hat.

Heute unterscheidet die soziologische Systemtheorie Gesellschaften nach ihren grundlegenden Differenzierungen, das heißt, nach den großen Gesichtspunkten, auf die sich die Gesellschaften in allen Zweifelsfällen beziehen. Segmentäre Gesellschaften unterscheiden nach Familien-, Clan- oder Stammeszugehörigkeit. Schichtorientierte Gesellschaften unterscheiden nach Rang oder Stand. Noch im achtzehnten Jahrhundert mussten auf Reichsebene die höchsten militärischen Ränge mit den ranghöchsten Adligen besetzt werden. Die Moderne, also unsere Gesellschaft, unterscheidet letztlich nach Funktionen, nach Problemlösungsvergleichen im Sinne der Frage: Was ist das Problem, und wer kann es am besten

lösen? Grund für diesen Wandel war, dass die Entwicklungen in Religion, Verwaltung und Militär an der ständischen Ordnung nagten. Luthers allgemeines Priestertum richtete sich gegen die kirchliche Hierarchie. Die Zentralisierung herrschaftlicher Macht ersetzte den adligen Grundherrn durch gehorsame Beamte. Und eine neue Militärtechnik verlangte mehr Techniker und Organisatoren und weniger Haudegen. Wie die Geschichte zeigt, hat die Orientierung am Problemlösungsvergleich die Problemlösungskapazität der modernen Gesellschaft in einer Weise erhöht, die sich noch in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts niemand vorstellen konnte.

Die Orientierung an Problemlösungsvergleichen änderte zugleich die gesamte Gesellschaftsstruktur. Probleme erlauben keine Hierarchie in dem Sinne, dass ein oberstes Problem alle anderen steuerte. Natürlich gibt es nahe und ferne Probleme, wichtige und weniger wichtige, aber keine Über- und Unterordnung. Das Verhältnis der Probleme zueinander ist nur wieder ein Problem. Deshalb kann die moderne Gesellschaft keine repräsentative Spitze ausbilden. Ihre wichtigsten Untersysteme Religion, Recht, Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Familie stehen nicht über-, sondern nebeneinander. Ihr Verhältnis zueinander muss man ähnlich bestimmen wie das der Steine eines Baukastens.

Die Entwicklung von der schichtorientierten zur funktionsorientierten Gesellschaft ist umso erstaunlicher, als sie eine Hemmung überwinden musste, die sie ganz unwahrscheinlich machte. Denn Schichtorientierung ist „natürlicher“ als Funktionsorientierung. Wenn man in allen Zweifelsfällen an Rang und Stand anknüpft, bezieht man sich auf eine allgemein anerkannte Ordnung und kann einschätzen, welche Anerkennung und welches Vertrauen die Person oder Einheit genießt, die man auswählt. Rang und

Stand vermindern gleichsam den Vertrauensvorschuss und das Risiko, die der Auswählende erbringen muss.

Die Funktionsorientierung kennt solche Erleichterungen nicht. Das Problem verweist vielleicht auf einen Experten, sagt aber nicht, wer das sein könnte. Der Problemlösungsvergleich bietet jedenfalls noch keine Hilfe für eine Lösung der Probleme. Die viel abstraktere und schwierigere Funktionsorientierung ließ sich daher nur durchsetzen, wenn die Gesellschaft Anknüpfungspunkte für Problemlösungen schaffte. Das hat sie auch getan. Ideologische Schiene waren die Menschenrechte, unter ihnen vor allem der Gleichheitssatz, also die Regel, Gleiches gleich und Ungleiches nach seiner Ungleichheit ungleich zu behandeln. Diese Regel erlaubte es nicht nur, sie zwang dazu, Sachprobleme mit persönlichen Eigenschaften zu verbinden und zum Beispiel zu fragen: Verlangt die Problemlösung Handwerkskunst, Schreib- und Lesefähigkeit oder Körperkraft, und wer hat sie?

### Möglichst alle einschließen

Dieses „Wer hat die Eigenschaft?“ markiert indessen ein zweites Problem. Optimale Funktionserfüllung setzt voraus, dass alle Menschen in den Vergleich einbezogen werden. Alle Menschen müssen deshalb am Religionssystem, Rechtssystem, Politiksystem – Demokratie! – Wirtschaftssystem und so weiter teilnehmen. Das kann durchaus lästig sein, wie jeder weiß, der ein Bußgeld zu zahlen hat. Aber es geht weniger um den Widerstand der Menschen. Viel schwerer wiegt, dass die Gleichheitsurteile ständig ungeeignete und nicht integrierbare Personen produzieren, die eigentlich an den Rand der Gesellschaft gedrängt und ausgeschlossen werden müssten. Personen auszuschließen verbietet aber das Prinzip optimaler Funktionserfüllung. Wenn nicht alle eingeschlossen werden, besteht

die Gefahr, dass der Beste nicht erkannt wird. Damit nun niemand ausgeschlossen werden kann, hat die moderne Gesellschaft eine zweite Grundunterscheidung entwickelt, die Unterscheidung zwischen Inklusion und Exklusion, Einschließung und Ausschließung, die den Sinn hat, möglichst alle Menschen einzuschließen. Die Seite „Ausschließung“ soll eigentlich nur daran erinnern, dass sie leer bleiben muss, weil niemand ausgeschlossen werden darf. Natürlich werden trotzdem Menschen ausgeschlossen. Manche brasilianischen Vorstädte sind Siedlungen von Ausgeschlossenen. Aber das ist ein anderes Problem.

Die Entwicklung vollzieht sich in Kommunikationen, ähnlich wie im Fall der Askese. Die Position, die argumentativ leichter zu verteidigen ist, setzt sich langsam durch. Gleichbehandlung gilt als selbstverständlich, Ungleichbehandlung dagegen ist begründungsbedürftig. Mithin neigen alle Gleich-/Ungleich-Unterscheidungen zur Gleichbehandlung. Entsprechendes gilt für Inklusion und Exklusion. Optimale Funktionserfüllung verlangt gebieterisch die Einbeziehung aller. Dagegen haben traditionelle Unterscheidungen nach Nation, Staatsangehörigkeit, Religion, Kultur und überhaupt die Eigen-/Fremd-Unterscheidung kaum noch eine Chance. Nation, Staatsangehörigkeit und so weiter werden zur Folklore oder zu einer originellen Weise der Persönlichkeitsentfaltung.

Grundlage der modernen Gesellschaft ist also der nicht aufzulösende und deshalb laufend kleinzuarbeitende Widerspruch zwischen Funktionserfüllung und der Beteiligung aller an allen Funktionssystemen. Kleinarbeiten kann man den Widerspruch mit allen Traditionen und historischen Erfahrungen, auch mit Moral. Man wird deshalb immer wieder feststellen können, dass archaische oder hochkulturelle Verhaltensweisen, etwa

„Vetterleswirtschaft“, noch in der Moderne eingesetzt werden, um Personal zu rekrutieren. Aber normalerweise regiert die Funktionserfüllung.

### Reduktion auf Funktionsorientierung

Diese Beschreibung der modernen Gesellschaft stammt im Wesentlichen aus der Systemtheorie Niklas Luhmanns. Wenn sie richtig ist, können wir unsere Schlussfolgerungen mit einem harten Ergebnis beginnen. Die moderne Gesellschaft sieht keinen Platz für eine Elite vor. Eine Elite als soziale Gruppe mit verstärkter Kommunikation und verdichtetem Zusammenwirken kann es – und das ist wichtig – unabhängig von der Erfüllung gesellschaftlicher Funktionen nicht geben. Das funktional bedingte Fehlen einer strukturellen gesellschaftlichen Hierarchie und die relativ durchlässige soziale Schichtung schließen sie aus.

Möglich ist aber, besonders gute Leistungsträger innerhalb eines Funktionsbereiches „Eliten“ zu nennen. Deshalb kann man von Elite-Soldaten, Elite-Einheiten, Elite-Beamten, Elite-Arbeitern und von Elite-Kickern sprechen, sogar von amerikanischen Elite-Universitäten. Über die gesellschaftliche Bewertung entscheiden allerdings nicht die Leistungsträger, sondern die Gesellschaft und die jeweils anderen Funktionssysteme. Deshalb würde ein Fußballspieler, der sich selbst Elite-Kicker nennt, in der Öffentlichkeit Gelächter ernten. Die Öffentlichkeit weiß, was sich gehört.

Dass im Falle der Universitäten, die sich selbst Elite-Universitäten nennen, niemand gelacht hat, ist ein Zeichen dafür, dass der Sinn für Angemessenheit im Bildungsbereich zurückgeht. Um die selbst ernannten Eliten brauchen wir uns aber nicht zu sorgen. Sie werden sich einige Zeit große Mühe geben, und dann werden auch sie wieder zur Tagesordnung zurückkehren. Gleichbehandlungsgrundsatz und Inklusionspolitik lassen

die Verselbstständigung von Eliten nicht weit kommen.

### Mehrdeutigkeit akzeptieren

Im Prinzip hat Franz-Xaver Kaufmann also mit seinem etwas „formalen“ Eliten-Begriff recht. Ein „materialer“ Eliten-Begriff hat keine Entsprechung in der sozialen Wirklichkeit. Ärgerlich ist allerdings, dass der Eliten-Begriff nicht erkennen lässt, dass er sich auf die Erfüllung bestimmter Funktionen beziehen muss. Aber das müssen wir wohl hinnehmen. Es gibt Beispiele dafür, dass zentrale Grundbegriffe einer gesellschaftlichen Ordnung vieldeutig waren und dass das nicht geändert werden konnte. „Stand“ etwa bedeutete bis in das neunzehnte Jahrhundert einerseits Geburtsstand wie „Adel, Bürger, Bauern“ und andererseits das angestammte Recht auf einen Sitz im Rat der Stadt, im Landtag oder im Reichstag (Reichsstand). Heute ist der Sinn der Mehrdeutigkeit klar. Sie erlaubte Änderungen und Abwandlungen in einer als ewig gedachten Ordnung – und sie erlaubte die Einführung des Eliten-Begriffes, der sich genau genommen gegen den immer noch regierenden Adel richtete.

Ähnliches kann man für den Elitebegriff sagen. Obwohl die Gesellschaft keinen Ort dafür vorsieht, gibt es Eliten. Ihre Autorität nährt sich noch immer von Verzicht und Opfer. Öffentlich anerkannt wird Elite aber nur für Führungsaufgaben, und Führungsaufgaben sind in einer funktionsorientierten Gesellschaft an die Erfüllung bestimmter Funktionen gebunden. Etwas zugespitzt kann man sagen: Auch Verzicht und Opfer müssen sich von Schichtorientierung auf Funktionsorientierung umstellen.

Eine Elite als herausgehobene Position in allen Lebenslagen gibt es aber nicht. Wir können sie auch nicht wünschen. Denn für eine solche Elite kennen wir keine Maßstäbe. Sie könnte nur willkürlich Macht ausüben.